

Sarah Wylie
Alle meine Leben

Sarah
Wylie

Alle
meine
Leben

Aus dem Amerikanischen von
Alexandra Ernst





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

Für meine Familie
S. W.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage 2014

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe: cbj Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2012 Sarah Wylie

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel:

»All These Lives«

bei Farrar Strauss Giroux for Young Readers

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, Garbsen

Übersetzung: Alexandra Ernst

Umschlagkonzeption: Semper Smile, München

unter Verwendung der Fotografien von: Plainpicture/Cultura/Henglein and Steets;

Shutterstock/Tungphoto

MP · Herstellung: AJ

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-15952-1

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

GEH NICHT, WOHNIN DER PFAD DICH FÜHRT,
SONDERN GEH DORT, WO KEIN PFAD IST,
UND HINTERLASSE EINE SPUR.

RALPH WALDO EMERSON

PROLOG

So fühlt es sich an, wenn man stirbt: Es beginnt von außen und arbeitet sich ins Innere vor. Von der Nagelhaut zu den Fingerspitzen. Feuer glüht unter den Nägeln, von dort kriecht es bis in die Knochen, verbrennt alles und lässt zu Eis gefrieren, womit es in Berührung kommt. Deine Arme, deine Gelenke, deine Zähne, deine Knie, deinen Magen und die Stelle, wo dein Herz sein sollte.

Das Herz geht immer zuletzt. Einhundert unregelmäßige Schläge in der Minute. Und dann nichts mehr.

Aber das ist erst der Anfang. So beginnt das Sterben. Danach kommt alles andere.

NEUN

ACHT

SIEBEN

ES GAB EINMAL EINE ZEIT, in der meine Mutter nachts schlief. Und ich auch. Wir waren uns in vielem ähnlich, auch in unseren Schlafgewohnheiten. Wir warfen uns quer übers Bett und verschliefen Stürme, Orkane, kreischende Alarmanlagen und stockfinstere Nächte. Wenn wir aufwachten, sickerte das Sonnenlicht ins Zimmer und die Welt drehte sich immer noch um ihre Achse, genauso wie am Tag zuvor. Seit sieben Monaten ist das Vergangenheit.

Jetzt wacht sie gegen zwei Uhr morgens auf, als ob sie allen Elementen ein Stück voraus sein wollte. Oder vielleicht hat sie das Gefühl, dass die Welt sich ein kleines bisschen zur Seite neigt, wenn wir schlafen, und sie will rechtzeitig aufstehen, um das im Auge zu behalten und sie wieder ins Gleichgewicht zu zwingen.

Ich liege bloß da, wenn ich aufgewacht bin, und bleibe ganz still. Wie in einem Versteck.

Mein Vater merkt bestimmt, dass sie kaum noch schläft, aber er kann nicht aufstehen und gemeinsam mit ihr Wache halten. Er muss ja frühmorgens zur Arbeit gehen.

Niemand von uns weiß genau, was sie tut, wenn sie das Bett verlassen hat.

Vielleicht kniet sie nieder und betet, wo sie doch ihren Glauben an Gott entdeckt hat, seit bei meiner Zwillingsschwester Leukämie diagnostiziert wurde. Vielleicht setzt sie sich an den Computer und sucht nach neuen Heilmethoden. Ich persönlich denke, sie praktiziert irgendeine abartige Voodoo-Technik, bei der sie den ganzen Krebs aus Jenas Körper in ihren eigenen beamt, damit er ihre eigenen Zellen zerstören und sie runzelig und hässlich machen kann und wir ihr beim Sterben zuschauen können statt meiner Schwester.

Es gab einmal eine Zeit – damals, als sie noch schlafen konnte –, in der ich meine Mutter nicht ernst nahm. Sie erzählte immer wieder und wieder ein und dieselbe Geschichte. Von quietschenden Reifen, dem Gefühl, durch die Luft zu fliegen, von zersplittertem Glas und zerquetschtem Blech. Und darunter wir. Sie und ich.

Sie und ich.

Ich war drei Monate alt, als der Unfall passierte. Uns war die Milch ausgegangen oder so etwas Ähnliches, und meine Mutter bat meinen Vater, auf Jena aufzupassen. Mich nahm sie mit. Wir fuhren gerade vor dem Lebensmittelgeschäft aus der Parklücke, als ein Lieferwagen uns rammte und unser Auto zu Schrott zermalmte.

Wir hätten eigentlich tot sein müssen.

Ich weiß nicht, was bedeutsamer ist. Die Tatsache,

dass wir beide überlebten, oder der Umstand, dass sie ausgerechnet mich mitnahm.

Ich habe die Geschichte so oft gehört, dass sie mir als meine eigene Erinnerung erscheint und nicht geborgt aus einem fremden Gedächtnis. Ich war viel zu jung, um mich an irgendetwas zu erinnern. Wenn sie davon erzählte, hörte sie nie an der Stelle auf, mit der ich geendet hätte – damit, dass wir den Unfall überlebten. Dass wir ohne einen Kratzer davonkamen. Sie machte immer weiter, erzählte, wie sie sich einmal den Fuß in den Bahngleisen eingeklemmt hatte, und dass sie ihn gerade noch rechtzeitig freibekommen hatte, bevor der Zug sie überrollen konnte. Und von dem Feuer in dem Mietshaus, zwei Jahre bevor sie meinen Vater kennenlernte. – *Ach, Sie haben davon gehört?* Jeder hatte davon gehört. Sechs Menschen starben, einschließlich ihrer direkten Nachbarn. Zehn Minuten bevor das Feuer ausbrach, hatte meine Mutter das Haus verlassen.

Sie erzählte von der Bauchfellentzündung, die ich als Zweijährige bekam. Ich lag tagelang im Krankenhaus. Jeder glaubte, ich würde sterben.

Als ich klein war und hinfiel und mir das Knie aufschrammte, flüsterte mir meine Mutter immer das Gleiche ins Ohr. Wo andere Mütter sagten: »Ist ja gut, ist ja schon gut«, und die Tränen mit einem weichen Taschentuch abwischten, sagte meine: »Na, komm schon, Danielle. Du bist doch das Mädchen mit den neun Leben. Du kommst ganz nach mir.«

Ich glaube nicht, dass sie das jemals Jena ins Ohr flüsterte. Das ist der Unterschied.

Ich tat immer so, als ob ich ihr glaubte, damit sie mich in Ruhe ließ, aber ich wusste, dass meine Mutter nicht alle Tassen im Schrank hatte. Ich wusste, dass ich sie nicht zu ernst nehmen durfte. Ihre Worte flatterten an meinen Ohren vorbei, hüpfen aus dem Fenster in den Baum, wurden hinweggetragen von Vögeln und staubfarbenen Motten und anderen Dingen, die Wirklichkeit waren.

Dann passierte die Sache mit Jena.

Nichts ist wirklich. Alles ist wirklich. Wir sind bloß Pappmaschee-Figuren in einer Welt mit einer Sonne aus Karton. So etwas wie Kälte oder Hitze oder Zeit existiert nicht. Wir sind und bleiben immer dieselben, werden ständig wiedergeboren und sterben ein ums andere Mal. Und dabei denken wir jedes Mal, es sei das einzige Leben.

Vor einem Monat erfuhren wir, dass Jenas Therapie nicht wie erhofft anschluss und sie eine Knochenmarktransplantation braucht. Wir waren der festen Überzeugung, dass ich diejenige bin, die ihr helfen kann. Ich habe jede Menge Mark und Knochen und ich bin ihr Zwilling.

Aber wir sind zu verschieden, und die Ärzte können mich nicht in kleine Stücke zerbrechen, um Jena zu retten. Meine Eltern kommen ja auch als Spender nicht infragen, aber ich, ich bin doch ihre Zwillingsschwester.

Alles, was meine Mutter jemals gesagt und behauptet hatte, schlich sich nun durch jede Ritze zurück in mein Zimmer und setzte sich in mir fest, während ich schlief. Ich begrub die Worte unter dem Kissen und atmete sie nachts ein. Ich konnte ebenso wenig schlafen. Und ich kann sie nicht vergessen, die Worte.

Bin ich das Mädchen mit neun Leben?

Ich wünschte, ich könnte die Worte vergessen.

Einmal, als meine Mutter ihre Geschichte erzählte – von den vielen Malen, die wir wie durch ein Wunder überlebten, von unseren neun Leben –, war mein Onkel Stephan zu Besuch. Er ist ein College-Professor, ein Freund meines Vaters, einer der Leute, die man Onkel nennt, ohne dass sie mit einem verwandt sind oder sich jemals das Recht auf diesen Titel verdient hätten. Zur Abwechslung redete er einmal nicht über sein Lieblingsthema – Verschwörungstheorien –, sondern suchte nach Erklärungen für den Mythos der neun Leben. Er behauptete, dass jedes Mal, wenn eine Katze eins ihrer Leben verlor, dieses Leben in die Welt hinausschwebte, wo es von einer anderen Katze eingefangen wurde. Nicht alle Katzen wurden mit neun Leben geboren, aber diejenigen, die weniger hatten, konnten die behalten, die sie erhaschten. Ein Extra-Leben. Oder zwei oder drei.

Jedes Mal, wenn sich so eine Lebenszeit verkürzt, wird eine andere verlängert.

Während meine Mutter versucht, wach zu bleiben, bemühe ich mich, einzuschlafen.

Meine Augenlider klappen endlich zu, gerade als die Sonne aus ihrem nächtlichen Versteck lugt. In knapp zwei Stunden fängt die Schule an, aber so ergeht es mir jetzt immer.

Das Nächste, was ich weiß, ist, dass meine Mutter mich wach rüttelt und witzelt, dass ich wohl meinen Schönheitsschlaf brauche. Ich spiele mit, drehe mich um und bleibe so lange liegen, wie es geht.

Dann dusche ich und gehe nach unten. Meine Mutter ist in der Küche. Sie ist vermutlich die Einzige, die ich von meiner Familie heute Morgen zu sehen bekomme. Mein Vater ist schon auf der Arbeit.

»Morgen, Danielle.« Ich zucke zusammen, als ich Jenas Stimme oben vom Treppenabsatz höre. Ich gebe mir immer die größte Mühe, aus dem Haus zu sein, bevor sie wach wird.

»Hallo«, sage ich. Sie lehnt am Geländer und schaut zu mir herunter.

Ich habe nie verstanden, wie man Jena und mich verwechseln kann. Wir sind zweieiige Zwillinge, und seit der Grundschule bin ich drei Zentimeter größer als sie. Mein Haar ist lang, braun und glatt, während sie mausblonde wellige Haare hat.

Sie wachsen jetzt langsam nach.

»Ich muss los, sonst verpasse ich noch den Bus.«

Sie runzelt die Stirn, weil sie genau weiß, dass das nicht stimmt, aber ich habe mir schon meinen Rucksack gegriffen, verzichte aufs Frühstück und haste zur Haustür.

Draußen ist es sonnig, aber kalt. Alter Schnee liegt in schmutzigen großen und kleinen Placken auf der Straße, wie Schimmel auf einer Scheibe Toast.

Als der Bus an der Haltestelle ein Stück unterhalb unseres Hauses zum Stehen kommt, steige ich ein, schlurfe ganz nach hinten, stelle meinen Rucksack auf den Sitz neben mir und drücke mein Gesicht an die Scheibe. So bleibe ich, die Augen geschlossen, bis wir vor der Schule ankommen.

2

DAS BESTE AN DEN VORMITTAGEN ist Mathe. Wirklich. Unser Lehrer, Mr Halbrook, hat im Nebenfach Politikwissenschaft studiert, seine geheime Leidenschaft, und alte Liebe rostet bekanntlich nicht. Die Chancen, dass wir in seinem Unterricht über Außenpolitik sprechen statt über Algebra, stehen gut. Was allerdings bei einer zehnten Klasse, die in der Kunst der Apathie so versiert ist wie wir, auch keine sprühenden Diskussionen aufkommen lässt.

»Hallo, Dani«, begrüßt mich meine Freundin Lauren, als ich in die Klasse komme. Gerade noch rechtzeitig, bevor es klingelt. Ich steuere auf meinen Platz hinter ihr zu, als mir ein freier Stuhl auf der anderen Seite des Mittelgangs, direkt neben ihr, auffällt.

»Ich hoffe, du hast nichts dagegen, wenn ich mich heute hierhin setze, Lauren«, sage ich zu ihr und grinse. Sie verdreht bloß die Augen.

Ich rutsche näher an Jack Penner heran, der Typ, der auf meiner anderen Seite sitzt. »Wie geht's dir heute, Süßer?«

Jack schaut kurz von seinem Buch auf und wird puterrot. Der arme Kerl. Manche Leute würden sagen, dass das, was ich mit Jack Penner treibe, eine Art Mobbing ist, aber ich kenne ihn seit dem Kindergarten. Wir haben eine gemeinsame Vergangenheit.

Ich boxe ihm freundschaftlich auf die Schulter und wende mich wieder Lauren zu.

»Ich hänge in der fünften Stunde die Poster für die Umweltwoche auf, wenn du Lust hast, mir zu helfen«, sagt sie gerade, als Mr Halbbrook durch die Tür kommt, im Arm eine dickbauchige gelbe Mappe. »Mist, ich hoffe, das sind nicht unsere Tests.«

»Ich habe Sport«, sage ich bedauernd. »Vielleicht behaupte ich einfach, ich hätte fürchterliche Bauchkrämpfe. Dann wird Mr K. mich schon entschuldigen.«

Lauren verzieht das Gesicht. »Ich kann Mädchen nicht leiden, die Krämpfe vorschieben, um sich vor etwas zu drücken.«

Ich reagiere nicht auf Laurens Kränkung, weil sie überhaupt nicht registriert, dass sie mich gerade beleidigt hat. Ihr Motto lautet: »Sprich immer aus, was du denkst.« Das ist der Grund, warum ich ihre einzige echte Freundin bin und warum sie die einzige Freundin ist, die ich behalten habe.

»Ich finde, das ist ein Schlag ins Gesicht des Feminismus im Allgemeinen«, fährt sie fort. Mr Halbbrook lässt ihren korrigierten Test auf ihren Schreibtisch fallen.

»Gut gemacht«, nickt er. Sie schaut auf ihr Ergebnis und strahlt.

»Wow, so schlecht war ich gar nicht.« Was nichts anderes bedeutet, als dass sie die volle Punktzahl bekommen hat.

Während sie ihren Test durchsieht, wende ich mich zu Jack. »Heh, Jack, kann ich dich mal was fragen? Kennst du ein anderes Wort für Krämpfe? Ich finde, das Wort ist ein Schlag ins Gesicht des Humanismus, meinst du nicht auch?«

Jacks Ohrläppchen röten sich.

»Ähm, ich weiß nicht«, stottert er. Jack ist ein zweihundertprozentiger Streber ohne jegliche soziale Kompetenz. So war er schon immer. Das gehört zu ihm, wie seine Schlaksigkeit, seine blaugrauen Augen und die blonden Haare.

Ich lege mein Gesicht in die Hände und spreche weiter. »Es gibt doch bestimmt ein Synonym. So was Ähnliches wie *Diarrhö*.«

Wie der Zufall es will, taucht genau in diesem Moment Mr Halbbrook vor uns auf und übergibt mir meinen Test mit einem tadelnden Blick. Ich bin mir nicht sicher, ob der Blick dem Testergebnis gelten sollte oder dem Gespräch, das ich gerade führe. Vermutlich beidem.

Ich schenke ihm ein gewinnendes Lächeln und stecke den Test ganz hinten in mein Arbeitsheft, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen. »Alle nennen es Diarrhö oder Durchmarsch. Das eine ist so schlimm

wie das andere, etwa so wie der Zustand, der damit beschrieben wird. Findest du nicht auch?»

Jack hält den Kopf gesenkt und starrt gebannt auf sein Arbeitsheft. Ein Test landet vor ihm auf dem Tisch. 98 von 100 Punkten.

»Wow, nicht schlecht«, sage ich.

»Danke.«

»Wie dem auch sei«, fahre ich fort und bekritzele die Innenseite des Deckblatts meines Arbeitshefts. »Wer auch immer diese Wörter erfunden hat, sollte standrechtlich erschossen werden. Dabei gibt es andere Synonyme für Diarrhö – *Montezumas Rache* zum Beispiel, was doch hundertmal besser klingt. Wenn ich das höre – *Montezumas Rache* –, dann wünschte ich fast, ich hätte es.«

Ein paar Leute verfolgen jetzt unser Gespräch, und ich höre sie kichern. Jack ignoriert mich immer noch. Lauren ist in ihren Test vertieft. Ich frage mich, wie sie das aushält. Perfekt zu sein, meine ich. Sich niemals schuldig zu fühlen oder wütend zu werden. Nichts, was man noch verbessern oder über das man jammern könnte.

»Deshalb frage ich mich, ob es so etwas auch für das Wort *Krämpfe* gibt. Weißt du, vielleicht *Die Rache der Schlange* oder *Gottes Vergeltung* oder ...«

»Wie die Vertreibung aus dem Garten Eden.« Jack wirkt genauso überrascht wie ich es bin, dass er den Mund aufgemacht hat.

Ich stupse ihn mit der Schulter an. »Sieh mal an, da hat jemand doch tatsächlich in der Sonntagsschule aufgepasst.«

Er schaltet wieder in den Wir-beachten-Dani-nicht-Modus. Vielleicht mag es Jack Penner nicht, wenn ich ihn auf den Arm nehme.

»Wie hast du abgeschnitten?«, flüstert mir Lauren zu, als Mr Halbrook verkündet, dass wir uns nun mit der Beziehung zwischen Wirtschaft und Mathematik befassen werden. Wenigstens gibt er sich heute einmal die Mühe, die beiden Themen miteinander zu verbinden.

»Nicht so gut«, antworte ich, obwohl ich mir das Ergebnis überhaupt nicht angeschaut habe. Aber das ist auch gar nicht nötig. In Wirklichkeit ist es bloß Zeitverschwendung.

»Weißt du«, flüstert sie mir zu, »wenn du dich ein wenig anstrengen würdest, könntest du bestimmt wieder gute Noten schreiben.«

Ich werfe ihr ein dankbares Lächeln zu, sage aber nichts dazu.

3

BEVOR ICH SO WURDE, habe ich meine Mittagspause immer mit Lauren, Holly und Renee verbracht. Pfiffige, ordentliche Mädchen, die in ihrem Leben eindeutige Prioritäten setzen: Noten (Lauren), Jesus (Holly) und Jungs (Renee). Meine Eltern waren unglaublich stolz auf mich.

Es war mir wichtig, dass ich einen Platz hatte, wo ich während des Mittagessens sitzen konnte, einen sicheren und überschaubaren Hafen, gemeinsam mit anderen Mädchen, die allgemein beliebt waren (Lauren mal ausgenommen), noch nie bei einer Beerdigung waren (ausgenommen Holly) und sich entschlossen hatten, wenigstens bis zum College Jungfrauen zu bleiben (abgesehen von Renee).

Gelegentlich setze ich mich immer noch zu Lauren, aber Holly und Renee wissen nichts mehr mit mir anzufangen, und es ist leichter für uns alle, wenn wir uns aus dem Weg gehen. Und so neige ich dazu, herumzuflattern wie eine Motte und meine Zeit nur mit den wenigen zu verbringen, die mich wirklich zu schätzen wissen.

Heute zum Beispiel sitze ich im hintersten Winkel der Cafeteria, an dem Tisch, der eigentlich den Versagern und den Goths vorbehalten ist, und wickele miss-trauisch das Tofu-Sandwich aus, das meine Mutter mir heute Morgen eingepackt hat. Da höre ich ein Ächzen, gefolgt von einem Knall, als ein Tablett hart mit der Tischplatte Bekanntschaft macht.

»Na toll. Du schon wieder.«

Ich schaue hoch. Es ist Candy Jansen. Und ganz ehrlich: Mein Herz empfindet ein kleines bisschen, ein winziges bisschen Mitleid mit ihr. Die Frau möchte zu gerne zu den Goths gehören und strengt sich auch wirklich an. Was soll ich sagen? Es ist vergebliche Liebesmüh. Aber mit so einem Namen hatte sie von vornher-ein keine Chance.

Ich werfe ihr ein strahlendes Lächeln zu. »Spencer meinte, ich könnte mit euch essen, wann immer ich Lust dazu habe.«

»Na, auf Spencer kannst du noch eine ganze Weile warten. Die Schlange an der Theke ist ellenlang.«

Ich lache gekünstelt. »Ist das Wimperntusche da auf deinen Wangen?« Ihr Gesicht sieht aus, als wäre sie eine Kohlenschütte heruntergerutscht. Nicht mal nach dem Sportunterricht sieht man so aus.

Candys Augen werden zu schmalen Schlitzern. »Ha. Ha. Komisch, dass du dir noch nicht *Ich bin ja so lustig* auf die Stirn tätowiert hast.« Sie setzt sich mir gegenüber.

Ich bin nicht wirklich in der Stimmung, um mit Candy Gemeinheiten auszutauschen, aber ich habe nichts Besseres zu tun. Außerdem macht mich Tofu immer so aggressiv. Also, los geht's: »Ich denke darüber nach. Aber ich fürchte, du könntest es sowieso nicht lesen, bei den ganzen Fliegenbeinen, die an deinen Wimpern pappen. Ist das der neueste Look?«

Ihre Nasenlöcher beben, als sie eine Tüte Ketchup aufreißt. »Miststück«, zischt sie, gerade in dem Moment, als Spencer sein Tablett neben meins stellt und sich hinsetzt.

Mit einem herablassenden Lächeln raune ich ihr »Möchtegern-Punk« zu, was in meinen Augen eine viel schlimmere Beleidigung ist als »Miststück«.

»Hallo, Spencer«, sage ich dann. Zwei Typen, von denen ich einen vom Sehen kenne, lassen sich auf die Stühle neben ihm fallen. Es dauert nicht lange, und sie sind in ein Spiel auf einem Laptop vertieft, den einer der beiden aus der Tasche gezogen hat.

Spencer hat vermutlich mitbekommen, wie Candy und ich die Krallen ausgefahren haben, denn er lächelt und betrachtet uns beide kopfschüttelnd. In Sachen Hardcore-Teenager kann niemand Spencer Lloyd das Wasser reichen. Er hat mehr Tattoos am Leib, als ich zählen kann, meist eine spuckende und rauchende Harley unter dem Hintern und einen frisch rasierten Kahlkopf. Er ist der böse Bube der Quentin Highschool. Es gibt sogar Gerüchte, er habe schon mal im Jugendknast gesessen.

Und Candy? Candys kohlschwarzes Haar, die verlaufene Wimperntusche und die zerrissenen Jeans sind so dermaßen aufgesetzt, dass es schon lächerlich wirkt. Vor einem Jahr war ihr Spind noch mit ausgebleichten Pferdepustern dekoriert. Sie hofft, dass etwas von Spencer auf sie abfärbt, damit die Leute sie endlich ernst nehmen. Genau wie ich. Das ist vermutlich der Grund, warum ich sie nicht leiden kann. Leute, die mir ähneln, mag ich nicht besonders.

»Spencer«, gurrte Candy, »hast du nicht auch den Eindruck, dass diese verdammte Stadt irgendwie tot ist? Es ist so ... ich weiß auch nicht, so ... still und kalt.«

Ich trinke einen Schluck von meinem Saft. »Na ja, weißt du, es ist Februar. Nagel mich nicht drauf fest, aber ich glaub, der Winter ist vielleicht echt die kälteste Jahreszeit.«

Candys Blick bedeutet mir, dass ich nicht angesprochen war und dass sie nichts dagegen hätte, wenn die Erde sich auftun und mich verschlingen würde.

»Am Wochenende steigt 'ne Party«, lautet Spencers Antwort.

»Irre!« Candy klatscht in die Hände. »Wann und wo?«

»Am Samstag um sieben. Bei meinem Cousin auf der Westside. Ich schick dir die Adresse später aufs Handy.«

Ich starre auf mein Sandwich und überlege, ob ich reinbeißen soll. Candy beklagt sich, sie sei durstig. Ich vermute, sie hofft, dass Spencer ihr etwas von seiner

Schoko-Milch anbieten wird, aber das tut er nicht. Vielleicht nervt sie ihn genauso wie mich.

Candy seufzt und steht auf. »Nun, dann bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als mir etwas zu trinken zu holen.« Spencers einzige Erwiderung ist ein Schlürfen, und so zieht sie schmollend ab. Mein Blick gleitet über die Cafeteria und mustert die unterschiedlichen Cliquen. Die Balletteusen. Die Cheerleader. Die höheren Töchter (meine alten Freundinnen). Die Sportskanonen. Jena hätte in jede der Gruppen gepasst, aber normalerweise saß sie bei den Sportlern. Lindsay, Khy und Erin lachen über etwas, das Ben Hershey gesagt hat. Nichts weist darauf hin, dass Jena jemals auf diese Schule ging, Freunde hatte oder einen Platz an einem der Tische in der Cafeteria. Oder dass sie letztes Jahr mit Ben zum Frühjahrsball gegangen ist.

»Ich vermute mal, du hast am Samstag schon was vor«, flüstert mir Spencer ins Ohr. Die feinen Härchen in meinem Nacken stellen sich auf. Ich drehe mich zu ihm um. »Du bist doch immer so beschäftigt.«

»Ja – und zwar damit, nach 'ner echten Party zu suchen.«

Er lacht. »Glaub mir, niemand schmeißt bessere Partys als Nelson.«

»Mandela?«

Er schüttelt den Kopf und wendet sich wieder seinem Mittagessen zu.

Candy kommt zurück, und zwar nicht mit leeren

Händen. »Spence, ich habe dir noch eine Schoko-Milch mitgebracht.« Sie schiebt ihm den Tetrapak zu. Wo sie herkommt, führt der Weg zum Herzen eines Mannes offensichtlich über Schoko-Milch. Candy flirtet den Rest der Mittagspause mit Spencer, was mich überhaupt nicht stört. Ich höre einfach nicht hin.

Als es läutet, sagt Spencer: »Dani, überleg's dir doch noch mal. Schick mir 'ne SMS, wenn du die Adresse haben willst.«

»Mal sehen.«

Er zwinkert mir zu, bevor er sich zum Gehen wendet. »Ich werde nach dir Ausschau halten.«

ICH WÜNSCHTE, ALLE WOCHENTAGE wären ausgestorben, aber im Augenblick ist Mittwoch der Tag, den ich eigenhändig ermorden könnte.

Jena ist in der zweiten Woche einer Blocktherapie mit Bestrahlungen. Mittwoch ist Jenas »langer« Tag, was lediglich bedeutet, dass die Termine später anfangen und auch später enden. Vor der Bestrahlung war Jena oft wochenlang im Krankenhaus, zur Chemotherapie. Also ist dieser neue Weg – Chemo-Tabletten und die Blocktherapie – eigentlich wie ein Sechser im Krebs-Lotto, weil sie dann jeden Tag nach Hause kommen darf.

Aber an diesem Mittwochnachmittag sitze ich auf einem kalten Krankenhausfußboden und tue so, als würde ich meine Hausaufgaben erledigen. Ich sitze so weit vom Bett meiner Schwester weg, wie es nur eben geht, ohne den Raum zu verlassen

Meine Mutter hat mich gezwungen, nach der Schule mit dem Bus hierher zu fahren, weil mein Vater mich heute Nachmittag zu einem Vorsprechen kutschieren

soll. Er holt mich im Krankenhaus ab, was für ihn vom Büro aus näher ist als unser Haus. Meine Mutter fand außerdem, dass es gut wäre, wenn Jena und ich »mehr Zeit miteinander verbringen« würden. Aber während ich hier sitze, bin ich zu nichts anderem fähig als zu lauschen, wie oft Jena ein- und ausatmet. *Ein* und *aus*. Wenn ich genau hinhöre, kann ich vielleicht einen geheimen Code erkennen, eine Botschaft, die mir sagt, was als Nächstes passieren wird. Aber da ist nichts. Nur das Surren der Maschinen und ihr Ein- und Ausatmen.

Meine Mutter ist seit fast einer halben Stunde weg. Wahrscheinlich löchert sie gerade Jenas Ärzte und versucht, ihnen irgendeine gute Nachricht abzupressen.

Ich höre das Schlurfen von Turnschuhen auf dem Gang, gefolgt von den dröhnenden Rollen des Wagens auf dem Linoleum, auf dem er den Patienten Wasser bringt. Mit »er« meine ich Rufus, den ehrenamtlichen Pfleger, in den meine Schwester verliebt ist. Rufus ist siebzehn und hat zottelige braune Haare, die immer so aussehen, als müssten sie dringend geschnitten werden. Er sieht nicht schlecht aus, und ich bemühe mich redlich, über seinen Namen hinwegzusehen, obwohl »Rufus« in meinen Augen bis in alle Ewigkeit ein Hundename sein wird. Am Mittwoch ist sein Freiwilligentag.

Als er heute ins Zimmer kommt, legt Jena ihr Buch beiseite und sagt: »Hör mal, hast du irgendwie 'n Wasserfaible? Du schleppst ja ständig mindestens fünfzig

Liter mit dir herum.« Traurig, aber wahr: Eine bessere Anmache bekommt meine Schwester nicht hin.

Statt ihr eine coole Abfuhr zu erteilen, lacht Rufus und kontert mit einem ähnlich lahmen Spruch.

Das muss wohl bedeuten, dass er ebenfalls in sie verliebt ist. Oh, es gab schon früher Anzeichen. Die Tatsache, dass er sie »Viva La Jenavieva« nennt, zum Beispiel, bis Jena ihn unter Androhung von Prügel aufforderte, das sein zu lassen. Und er hat ihr eine seiner Lieblings-CDs von Alice Cooper ausgeliehen. Aber klar doch. Er steht auf bleichgesichtige Sechzehnjährige in Krankenhausbetten. Warum bin ich nicht früher draufgekommen?

Sie flirten ein bisschen – wenn man das so nennen darf –, und dann geht Rufus. Jena nimmt wieder ihr Buch zur Hand und im Raum wird es erneut still. Aber Stille bedeutet hier ihr Atemgeräusch, und ich ertrage es nicht mehr, wie es mir in die Rippen sticht, sodass ich selbst kaum noch Luft holen kann. Besonders, wenn ich mich mit einer Chemie-Hausaufgabe herumschlage, die meine Fähigkeiten bei Weitem übersteigt. Außerdem weiß ich, dass Jena gar nicht liest. Sie tut nur so. Und ich will sie auf andere Gedanken bringen, will, dass sie an etwas anderes denkt als daran, was die Ärzte meiner Mutter in diesem Moment vielleicht sagen.

Und so erzähle ich ihr, dass Rufus in sie verliebt ist. Anfangs winkt sie ab, aber ich sehe, wie ihre Augen ein bisschen heller leuchten. Ich kann ihr Atmen nicht



Sarah Wylie

Alle meine Leben

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-15952-1

cbj

Erscheinungstermin: September 2014

Neun Leben sind nicht genug

Die 16-jährige Dani ist überzeugt, sie besitzt neun Leben. Schließlich hat sie schon als Kind zweimal einen tödlichen Unfall überlebt. Ihre Zwillingsschwester Jena dagegen scheint nur über ein Leben zu verfügen – und selbst das schwindet dahin. Dani, voller Angst aber auch Schuldgefühle gegenüber der leukämiekranken Schwester, schließt einen Pakt mit dem Schicksal: Sie wird ihre überzähligen Leben aufs Spiel setzen. Vielleicht reicht das Universum sie dann an jemanden weiter, der so ein Leben viel dringender braucht als sie. Jemanden wie Jena. Doch als Dani ihr Spiel schließlich auf die Spitze treibt, muss sie der Wahrheit ins Gesicht sehen. Vielleicht hat sie gar nicht neun Leben zur Verfügung. Vielleicht hat auch sie nur dieses EINE. Und das zu leben erfordert all ihren Mut.